

Architektur als Dialog

Begegnungen zwischen moderner und historischer Baukunst
am Beispiel Mannheims

Der Umgang mit dem kulturellen Erbe einer Stadt spiegelt sich in besonderer Weise darin wider, wie Bauherren, Städteplaner und Architekten auf örtliche Bautraditionen reagieren. Greifen sie diese auf, schaffen sie Gebäude, die sich in das Vorhandene integrieren, setzen sie das Neue bewusst vom Alten ab, oder ignorieren sie gar die architektonischen Zeugnisse früherer Generationen? Unbestreitbar fallen einem im heutigen Mannheimer Stadt-

bild die Brüche und Widersprüchlichkeiten eher ins Auge als die Übereinstimmungen, harmonischen Übergänge und Einfügungen. Dies hängt zweifellos mit den verheerenden Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg zusammen. Um der Not der Nachkriegsjahre rasch und effektiv begegnen zu können, waren pragmatische Lösungen beim Wiederaufbau gefragt. Für ein Rücksichtnehmen auf die Überreste des alten Mannheim blieb wenig Raum, zumal das, was der Krieg nicht ganz zerstört hatte, stark in Mitleidenschaft gezogen war und von seiner einstigen Pracht nur noch wenig ahnen ließ. Mitunter erschien es einfacher und kostengünstiger, beschädigte Häuser ganz abzureißen, um an ihrer Stelle Neues zu errichten. Darüber hinaus entdeckte man die Zerstörung als Chance, Mannheim zu einer modernen, zukunftsweisenden Stadt aufzubauen. Und so setzte man das Neue bewusst von den Denkmälern der Barockzeit, des Historismus und Jugendstils ab, kontrastierte die alten malerisch-bewegten Silhouetten und Schmuckfassaden mit kubischen Baukörpergliederungen, strengen Raster-, glatten Putz- und Steinplattenfassaden oder mit puristischem Sichtbeton.

Der Bruch mit dem Althergebrachten war so selbstverständlich, dass er selbst bei Baumaßnahmen am historischen Bestand nicht in Frage gestellt wurde. So zum Beispiel bei der Villa Lanz in der Oststadt (Abb. 1). Das 1908–13 im Stil eines französischen Barockpalais ausgeführte ehemalige Wohnhaus des Fabrikanten Karl Lanz, war 1924 von der Post übernommen worden, um zunächst als Telegrafenamnt, dann als Fernmeldeamt zu dienen.



Abb. 1: Fernmeldeamt in der ehemaligen Villa Lanz, Otto-Beck-Straße/Erzbergerstraße. Teilansicht: Rechts die ehemalige Villa Lanz, 1908–13 von E. Saint Ange (Paris). Links die Erweiterung, 1955–56 von der Bauabteilung der Oberpostdirektion Karlsruhe.

Foto: Norbert Gladrow

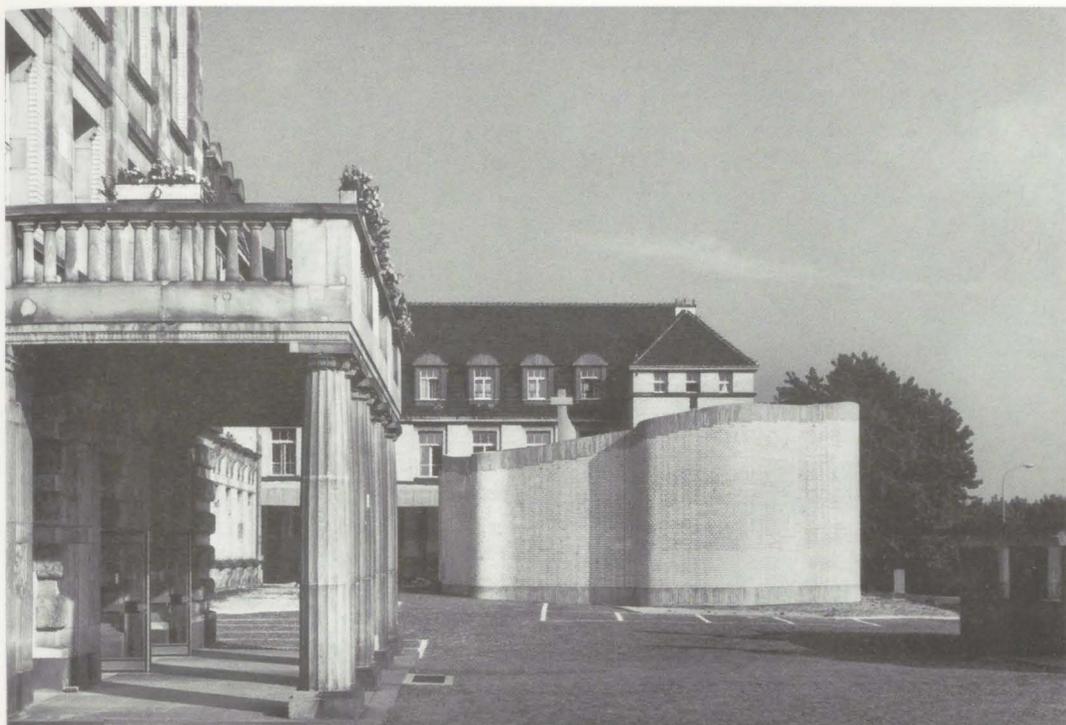


Abb. 2: Kapelle des Klinikums Mannheim, Theodor-Kutzer-Ufer, 1966 von Carlfried Mutschler (Mannheim). Im Vordergrund der Haupteingang des Altbaus von 1913–22.

Foto: Robert Häusser

In den fünfziger Jahren erhielt es nach den Plänen der Oberpostdirektion Karlsruhe eine erste moderne Erweiterung, einen kubischen Trakt im typischen Stil der Nachkriegsmoderne (ursprünglich mit anthrazitfarbener Kalksteinverkleidung, seit einer Sanierung in den neunziger Jahren mit gelbem Sandstein, so dass der Kontrast zur Villa inzwischen abgemildert ist). Nur am Übergang vom neuen zum alten Bau ist das Aufeinandertreffen gegensätzlicher Architekturauffassungen durch das gläserne und aus der Hauptflucht leicht zurückgesetzte Treppenhaus erträglicher gemacht. Weitere Baumaßnahmen 1965–67 und 1979–81 verlängerten die Ergänzung der fünfziger Jahre zu einem L-förmigen Komplex und gingen mit dem Abbruch zweier ehemaliger Wohnhäuser für die Bediensteten der Villa einher. Dass man Gesimse und Kapitelle der abgerissenen Gebäude versatzstückartig in die neuen Fassaden integrierte, ist aus heutiger Sicht ein schwacher Trost dafür, dass das stattliche Anwesen aus der Zeit um 1910 in seiner

Wirkung und in seinem Gehalt empfindlich gestört wurde.

Die Lanz-Villa ist eines von vielen Mannheimer Beispielen für die Erweiterung historischer Gebäude seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Ist sie aber auch eines das stellvertretend für die anderen steht? Oder ist der Konflikt zwischen der Rücksichtnahme auf das Vorhandene und der Verwirklichung zeitgenössischer Architektur in anderen Fällen auf überzeugendere Art und Weise gelöst? Denn immerhin fallen im heutigen Stadtbild nicht nur die Brüche auf, sondern existieren auch Beispiele für einen sensibleren Umgang mit dem kulturellen Erbe Mannheims. Mitunter sind durch die Begegnungen zwischen moderner und historischer Baukunst auch reizvolle und das Stadtbild bereichernde Ensembles entstanden. Manche repräsentieren eine lebendige Vielfalt, in der Unterschiede nicht unversöhnlich nebeneinander stehen, sondern in einen anregenden Dialog zueinander treten.



Abb. 3: Badische Bank, jetzt Baden-Württembergische Bank, im ehemaligen Wohnhaus Scherer in O 4. Im Vordergrund der rekonstruierte Altbau von 1723–25. Im Hintergrund die Erweiterung, 1974–76 von Andreas Plattner (Mannheim).

Foto: Robert Häusser

KONTRAST UND ANNÄHERUNG

Bereits 1966 bewies Carlfried Mutschler, dass sich neue und alte Architektur aufeinander beziehen lassen, ohne die Moderne in Frage zu stellen (Abb. 2). Der Hauptfassade der städtischen Krankenanstalten, die 1913–22 als neubarocke schlossähnliche Anlage entstanden waren, wurde eine Kapelle für die Patienten des heutigen Klinikums angefügt. Der Architekt setzte der strengen architektonischen Ordnung einen organisch geformten Annex entgegen. Zugleich milderte er den Kontrast ab, indem er die Kapelle zur Angleichung an die historische Fassade mit gelbem Klinker verkleidete. Ohne Zweifel bereichert das originale Bauwerk die Krankenhausarchitektur. Es bildet einen neuen Akzent in reizvoller Wechselbeziehung zum Altbau.

In diesem Sinne tritt uns auch die Erweiterung der Badischen Bank in O 4 entgegen (Abb. 3). Das einstige barocke Wohnhaus an den Planken beheimatet seit 1870 ein Finanz-

institut. Noch Anfang der siebziger Jahre wollte die Badische Bank das alterwürdige Gebäude von 1725 zugunsten eines modernen Neubaus abrechen. Dann entschied man sich nicht zuletzt durch das Einschreiten des Denkmalschutzes für einen Mittelweg. Das marode Haus wurde durch eine Teilrekonstruktion ersetzt, die zu den Planken hin das attraktive barocke Erscheinungsbild bewahren durfte. Große Teile des rückwärtigen Bereichs mussten dagegen weichen. An ihre Stelle trat 1974–76 ein neuer Trakt nach dem Entwurf Andreas Plattners, der den „alten“ Putzwänden, Rechteckfenstern und Gesimsen filigrane Aluminiumgliederungen und große Fensterflächen entgegen setzte. Durch eine Einbuchtung ist ein schroffer Übergang vom „Alt-“ zum Neubau vermieden und zugleich Raum für das frühere Hoftor des barocken Anwesens geschaffen. Die einstige Ausdehnung deutet das über den Neubau geschobene Walmdach an. Freilich wäre es aus denkmalpflegerischer

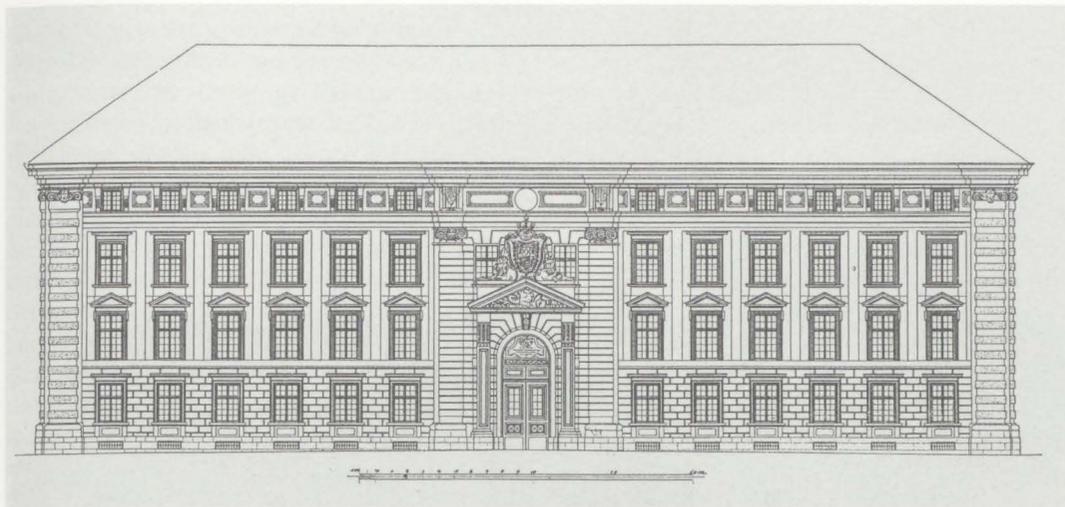


Abb. 4: Ehemaliges Zeughaus, jetzt Reiss-Engelhorn-Museen, 1777–1778 von Peter Anton von Verschaffelt. Aufriss der Hauptfassade mit alter Dachhöhe.

Sicht besser gewesen, das Barockhaus so zu erhalten, wie es war. Gleichwohl ist der Ergänzung eine gelungene Verbindung zwischen Moderne und Tradition nicht abzusprechen. Auch beim Elisabethgymnasium in D 7 fügen sich Alt und Neu auf gelungene Art und Weise zusammen. Die im stattlichen Neurenaissancestil geschaffene Schule von 1903–05 ergänzte das städtische Hochbauamt 1978–79 durch einen Seitentrakt, der sich durch seine Traufhöhe, das Schrägdach und die Geschossgliederung am Bestand orientiert, während die

kubische Gebäudeform, die großen Fensterzonen, die Oberlichtbänder, die hellen Klinkerflächen und die Sichtbetongliederungen ganz selbstverständlich eine eigene, zeitgemäße Sprache sprechen.

Besondere Beachtung verdient die Erweiterung des Reiß-Museums (Abb. 4 und 5). Das Museum befand sich seit 1925 im ehemaligen Zeughaus, dem unter Kurfürst Carl Theodor 1777–78 als Waffenarsenal errichteten Monumentalbau mit frühklassizistischer Fassade, der bei der Instandsetzung nach dem



Abb. 5: Erweiterungsbau des Reiß-Museums, jetzt Reiss-Engelhorn-Museen, Wettbewerb 1978, Ausführung 1984–88 von Carlfried Mutscher und Joachim Langner (Mannheim), Fassade von Erwin Bechtold (Ibiza). Ansicht der Fassade gegenüber dem ehemaligen Zeughaus von 1777–78. Vor der Glaszone des Eingangsbereichs steht das Veteranendenkmal von 1848.

Foto: Andreas Schenk

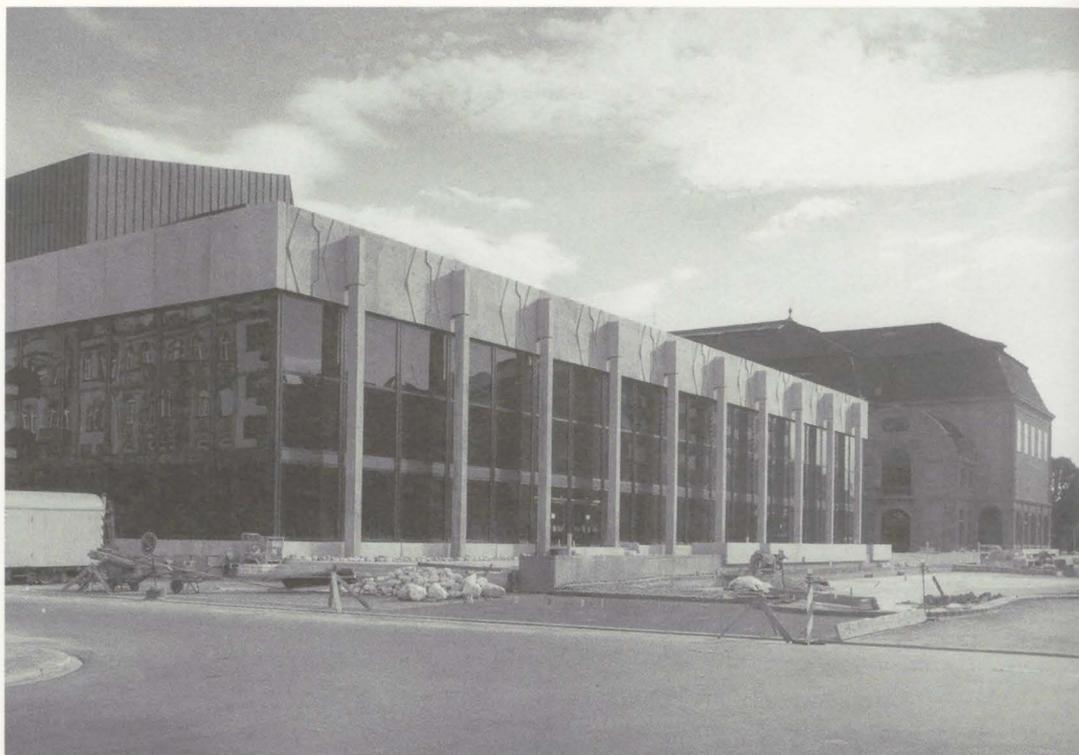


Abb. 6: Erweiterungsbau des Rosengartens, 1972–74 von Karl Schmucker und Wilhelm Schmucker (Mannheim). Ansicht von 1974. Im Hintergrund der alte Gebäudetrakt, 1899–1903 von Bruno Schmitz (Berlin).

Foto: Günther Thomas

Ende des Zweiten Weltkriegs im Inneren modern ausgestaltet wurde. In den sechziger Jahren galt das Quadrat B 4 als geeigneter Standort für die Museumsdependance. Anfang der siebziger Jahre wollte man auf die Neckarufer-Nord-Bebauung ausweichen. Dann wählte man das Quadrat D 5 vis-à-vis des Zeughauses. Der nach einem Wettbewerb 1978 mit der Realisierungsplanung beauftragte Architekt Carlfried Mutschler entwarf einen Kubus, dessen strenge, blockhafte Gestalt aus dem Quadratedstruktur des Stadtgrundrisses abgeleitet ist. Als besonderer Akzent wirken unregelmäßige, dunkel verglaste Öffnungen, die in eine helle Sandsteinquaderfassade eingelassen sind. Die Aufbrüche, Risse und Spalten nehmen als Erinnerungsmale an Ausgrabungen und Ruinen auf die Funde im Museum Bezug. Die äußere Gestaltung ist also ganz aus dem Standort und der Funktion des Hauses entwickelt. Auf den ersten Blick ist jeglicher Bezug zum Zeughaus vermieden. Tatsächlich ergibt sich aber durch die frontale Aufstellung

der Hauptfassaden, die achsiale Anordnung der Eingänge sowie den strengen Habitus und das Aufbrechen desselben am Mutschlerbau ein lebendiger und vielschichtiger Dialog. Das neue Museum und das ehemalige Zeughaus sind in eine Wechselwirkung zueinander gesetzt und als Ensemble erfahrbar.

Problematisch stellt sich indessen der Wiederauf- und Ausbau des Rosengartens dar (Abb. 6). Die Fest- und Konzerthalle am Friedrichsplatz, 1899–1903 von Bruno Schmitz als die größte Anlage ihrer Art im Deutschen Kaiserreich errichtet, wurde nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg teilweise rekonstruiert, teilweise neu gestaltet. Der vordere Bereich mit dem Musensaal erhielt wieder seine prunkvolle, Neubarock und Jugendstil miteinander verbindende Fassade, während man das Innere im Zeitgeschmack der fünfziger Jahre veränderte. Obwohl sich vom nordöstlich anschließenden Nibelungensaal noch bedeutende Reste der Außenmauern erhalten hatten, wurden diese vollständig entfernt, um

an der selben Stelle eine moderne Stadthalle errichten zu können. Man war sich zwar darin einig, dass der übrig gebliebene Teil des Rosengartens als Bauleistung der Zeit um 1900 respektiert werden sollte, lehnte aber für den neuen Gebädetrakt jegliche formale Angleichung an den historischen Bestand ab. Auf der Grundlage eines Wettbewerbs im Jahr 1961 erhielten die Architekten Karl und Wilhelm Schmucker den Realisierungsauftrag. Beide hatten die Jury mit dem Entwurf für einen strengen kubischen Komplex mit Flachdach und gläserner Fassade überzeugt. Später kamen am Konzept Zweifel auf. Im Zuge weiterer Planungen und als Ergebnis eines Künstlerwettbewerbs von 1972/73 versuchte man, die kastenförmige Anlage gefälliger zu gestalten, ihr etwas von der Strenge zu nehmen, unter anderem durch den von der Künstlerin Lene Sicker-Hummel geschaffenen Betonrelieffries am Dachgesims. An den Übergang zum alten Saal wurde ein schmaler Zwischentrakt gefügt, der durch seine horizontale Gliederung einen Bezug zu vorhandenen Fassadendetails herstellt. Insgesamt blieb man aber der einstigen Devise treu und vermied formale Annäherungen an die Architektur der Zeit um 1900. Dies hatte man mit dem Argument begründet, dass die gebotene Achtung vor der historischen Leistung umso größer und wirkungsvoller zur Geltung komme, je selbständiger der Baugedanke der neuen Halle hervortrete. Offensichtlich ging es aber weniger darum, die Originalität des Alten zu bewahren, sondern darum, ein neues Architekturideal umzusetzen. Dass der Gesamtkomplex optisch auseinander gerissen wurde, nahm man in Kauf.

ANPASSUNG UND VERMITTLUNG

Allgemein vollzog sich gegen Ende der siebziger Jahre der Wandel zu einer stärkeren Berücksichtigung architektonischer Traditionen. Mit der neuen baukünstlerischen Strömung der Postmoderne wurde Althergebrachtes zitiert, neu interpretiert, teilweise auch ironisch rezipiert. Im Mannheimer Stadtbild schlug sich dies auf vielfältige Art und Weise nieder. Schräggeneigte Dächer, kleinteilige Bauformen, Erker und Ziergiebel,

Säulen und Rundbögen, Klinker, roter und gelber Sandstein, auch rot gefärbte Betonelemente sollten an lokale Traditionen oder einzelne historische Gebäude anknüpfen. Ein bemerkenswertes Beispiel ist die von Gottfried Böhm entworfene Universitätsbibliothek in A 3, die durch ihre postmoderne Architektur eine enge Verbindung mit den benachbarten Baudenkmalern des 18. Jahrhunderts (Schloss, Jesuitenkirche und Palais Bretzenheim) eingeht.

Wie in anderen Städten gewann der Denkmalschutzgedanke an Bedeutung. Damit einhergehend setzten sich private Initiativen für den behutsamen Umgang mit den architektonischen Hinterlassenschaften früherer Generationen ein. Bereits in den fünfziger Jahren verhinderte das Engagement aus den Reihen der Bürgerschaft den Verlust des Wasserturms am Friedrichsplatz. Wäre es nach dem Willen der Kommune gegangen, hätte dieses Wahrzeichen Mannheims sein charakteristisches neubarockes Erscheinungsbild durch einen modernen Teilaufbau eingebüsst. In den siebziger Jahren wehrte eine Bürgerinitiative den Abbruch der Alten Feuerwache ab. Und auch die Rekonstruktion des Gruppellobrunnens in den achtziger und die des Tritonenbrunnens in den neunziger Jahren wäre ohne bürgerschaftliches Engagement nicht möglich gewesen. Nicht immer ging der Kampf für das alte Mannheim so aus, wie von den Verfechtern erhofft. Vom alten Lanz-Krankenhaus konnte nur die Kapelle gerettet werden. Und der Bürgerentscheid zugunsten der Rekonstruktion des im Zweiten Weltkrieg zerstörten barocken Kaufhauses in N 1 scheiterte an dem dann doch zu geringen Interesse der Bevölkerung. Dennoch hinterließ die Diskussion über die Möglichkeit einer Rekonstruktion ihre Spuren. Noch in den sechziger Jahren hatte die Kommune die Turmruine des Barockbaus abgebrochen, weil auf N 1 ein Hochhaus in kompromissloser moderner Ausführung errichtet werden sollte. Bekanntlich musste das Projekt aus finanziellen Gründen aufgegeben werden. Rund zwanzig Jahre später entschied man sich für das postmoderne Stadthaus, das die charakteristische Mittelturnfassade des alten Kaufhauses modern interpretiert und so zumindest die Erinnerung an

das verloren gegangene Monument aus kurfürstlicher Zeit wahr.

Das wachsende Bewusstsein für die Werte des alten Mannheim wirkte sich auch auf die Erweiterungspläne der Kunsthalle aus (Abb. 7). Schon die Gründung des von Hermann Billing entworfenen Jugendstilsaals für die Internationale Kunstausstellung im Jahr des 300. Stadtjubiläums 1907 stand unter dem Vorzeichen einer späteren baulichen Ergänzung: Zum Friedrichsplatz hin sollte das Reiß-Museum als Stiftung der Geschwister Carl und Anna Reiß errichtet werden. Zuerst war an ein Haus mit einer eigenen Sammlung gedacht, dann entschied man sich für eine Nutzung zugunsten des bestehenden Museentempels. Architekt Bruno Schmitz legte verschiedene Entwurfsvarianten vor, von denen aber aufgrund des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs keine zustande kam. In den zwanziger und dreißiger Jahren wurden vom städtischen Hochbauamt neue Modelle, jeweils im Stil der Zeit, erarbeitet. Durch den Zweiten Weltkrieg

und seine Folgen stagnierte die Planung – bis die Kommune 1965 mit dem sogenannten Pavillonprojekt von Albrecht Lange und Hans Mitzlaff an die Öffentlichkeit trat. Noch war man zu einer kompromisslosen modernen Lösung bereit. Dem pathetisch inszenierten Jugendstil sollte eine kubische Anlage mit einer Fassade aus Betonelementen als sachlich-funktionaler Kontrapunkt entgegengesetzt werden. Gleichwohl bestand Einigkeit darin, dass sich das Neue maßstäblich in das historische Ensemble des Friedrichsplatzes einfügen müsse und die architektonische und städtebauliche Dominanz der Kunsthallenkuppel nicht beeinträchtigt werden dürfe. Nachdem Finanzierungsschwierigkeiten die Umsetzung des Pavillonprojekts verhinderten, wurde in den siebziger Jahren darüber diskutiert, ob es nicht sinnvoll sei, die Erweiterung nicht nur im Maßstab, sondern auch im Formalen an den Bestand anzupassen. So führte die Neubearbeitung des Entwurfs zu einem Kompromiss: Der kubische Baukörper

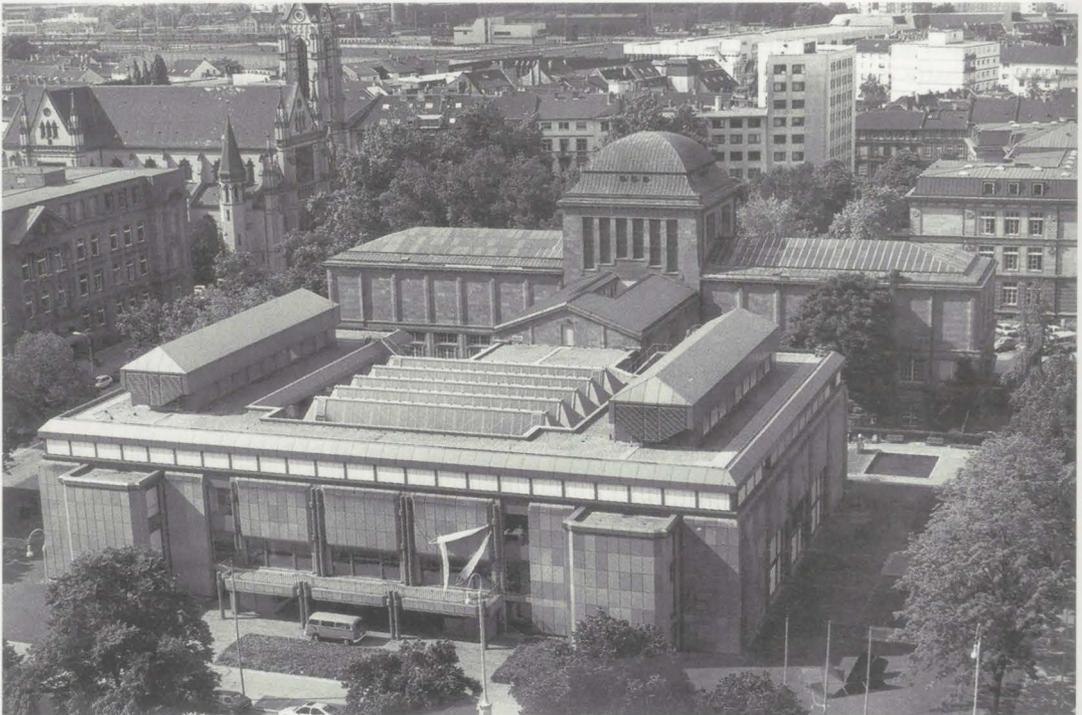


Abb. 7: Kunsthalle, vom Wasserturm aus gesehen. Im Hintergrund der Altbau, 1905–07 von Hermann Billing (Karlsruhe). Im Vordergrund die Erweiterung, 1980–83 von Albrecht Lange, Hans Mitzlaff, Johannes Böhm, Conrad Müller (Mannheim).

Foto: Stadtarchiv Mannheim

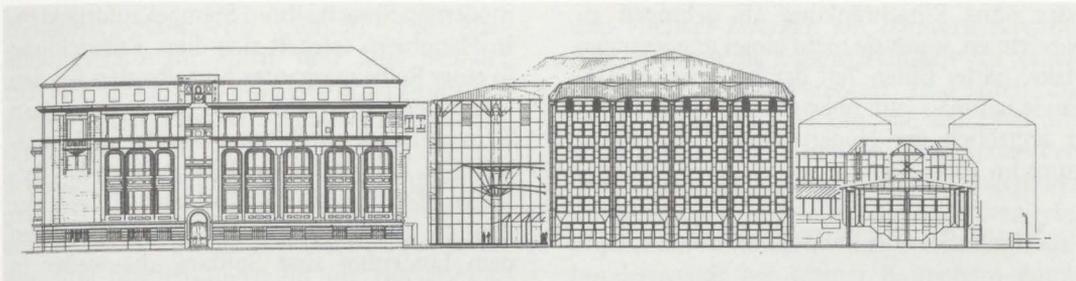


Abb. 8: Badische Kommunale Landesbank, jetzt Landesbank Baden-Württemberg, Augustaanlage. Aufriss der Fassaden zur Otto-Beck-Straße: Links das ehemalige Versicherungsgebäude, 1908–11 von Josef Durm (Karlsruhe), Dachbereich infolge Kriegszerstörung nach 1945. Rechts die Erweiterung, 1979–85 von Helmut Striffler (Mannheim). Zeichnung: Helmut Striffler

ist zum Friedrichsplatz durch einen Pfeilervorbau und seitliche Risalite aufgelockert; vertikale Gliederungen korrespondieren mit jenen der alten Kunsthalle; und in Anlehnung an die Umgebungsarchitektur ist die Fassade mit rotem Sandstein verkleidet. Dieser Kompromiss zwischen Moderne und Tradition mag auf den ersten Blick überzeugen. Andererseits ist er nicht unproblematisch: Denn letzten Endes beruhte die Annäherung an den historischen Bestand auf dem geradezu ängstlichen Versuch, das Konzept der sechziger Jahre in eine denkmalverträgliche Variante umzuformen.

Besser als bei der Kunsthalle wurde die Balance zwischen Anpassung und Abgrenzung bei anderen Projekten gefunden: Die Badische Kommunale Landesbank nutzte seit 1929 das ehemalige Verwaltungsgebäude der Oberrheinischen Versicherungsgesellschaft, einen von Josef Durm 1908–11 in barockisierenden Jugendstilformen konzipierten roten Sandsteinbau, der in den fünfziger Jahren an seiner Rückseite durch einen architektonisch anspruchslosen Bürotrakt ergänzt wurde. Beim weiteren Ausbau 1979–85 entschied man sich für eine qualitativere Lösung und damit einhergehend für einen sensibleren Umgang mit dem denkmalgeschützten Bestand der Zeit um 1910 (Abb. 8). Architekt Helmut Striffler schuf in respektvollem Abstand zum Durmbau einen neuen Trakt, der durch die moderne Interpretation der Jugendstilformen, die bewegte Kubatur, die rote Sandsteinfassade und deren vertikale Gliederung den optischen Zusammenhalt sichert, in sich aber auch Eigenständigkeit und eigenen Ausdruck besitzt. Den Übergang zum Stammhaus bildet eine von der

Straße zurückgesetzte gläserne Eingangshalle. Diese ist durch eine signifikante Gestaltung gekennzeichnet, die innerhalb des Gesamtkomplexes einen reizvollen Akzent bildet. Ein anderes bemerkenswertes Beispiel ist das von Karl Schmucker + Partner 1986–88 errichtete Technikum der Rheinelektro, das die neoklassizistische Gestaltung des Altbaus von 1914–17 in eine postmoderne Architektursprache übersetzt. Dies gilt auch für die Erweiterung der Landeszentralbank in M 7. Dem neoklassizistischen Bankgebäude von 1909–11 wurde in den neunziger Jahren ein Trakt zur Seite gestellt, der durch seine strenge, geschlossene Form, die graue Natursteinfassade und die vertikalen Gliederungen charakteristische Merkmale des Haupthauses aufnimmt und auf selbstbewusste Art und Weise neu interpretiert.

Obwohl nicht unproblematisch, darf auch der Ausbau des Klinikums seit Ende der achtziger Jahre in dieser Reihe nicht fehlen. 1985 wurde im Wettbewerb für den Neubau Ost jener Entwurf ausgewählt, der sich am überzeugendsten mit der Architektur der früheren städtischen Krankenanstalten auseinandersetzt. Das einst von Richard Perrey für die Sonderbereiche der Krankenanstalten verwirklichte Pavillonsystem ist durch die Ausbildung von Einzelhäusern berücksichtigt. Die Dimensionen passen sich dem Bestand an; gelb geklinkerte Wandflächen greifen das vorherrschende Fassadenmaterial auf; auch die kubischen Baukörpergliederungen lassen Korrespondenzen entstehen; markante neue Akzente bilden die Stahlkonstruktionen der Verbindungsstege. Die Realisierungsplanung

wäre ohne Einschränkung als gelungen zu bezeichnen, wenn sie nicht einen gravierenden Makel hätte: Einen Teil der historischen Gebäude hat man zum Abbruch freigegeben, weil er angeblich der Modernisierung des Klinikums im Wege steht.

NEUE AKZENTSETZUNGEN

Gegen Ende der achtziger Jahre stieß die Postmoderne immer mehr auf Kritik. Forderungen, zeitgenössischer Architektur wieder mehr Eigenständigkeit gegenüber den baulichen Hinterlassenschaften früherer Zeiten zu verleihen, wurden laut und konnten sich schließlich durchsetzen. Damit einhergehend entstanden neue städtebauliche und architektonische Akzente, die den Städten auf selbstbewusste Art und Weise und in einer dezidiert

modernen Sprache ihren Stempel aufdrückten. In Mannheim spiegelt sich diese Entwicklung in einer Reihe markanter Einzelbauten aus den neunziger Jahren wider. Die beiden kubischen Turmhäuser der Architekten Dudler am Hauptbahnhof, das Hochhaus Helmut Jahns am östlichen Eingang zur Augustaanlage und der kantige, gläserne Büroturm Albert Speers auf dem Lindenhof sind Solitäre, die weder in ihren Materialien, Formen oder Details einen Bezug zu den architektonischen Zeugnissen des alten Mannheim herstellen, und wenn doch, dann ist dieser allenfalls Fachleuten ersichtlich, wie bei den Dudler-Hochhäusern, die sich das Mannheimer Motiv der Mittel-turmfassade zu eigen machen.

Das neue Selbstbewusstsein prägte zum Beispiel auch die Erweiterung der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst

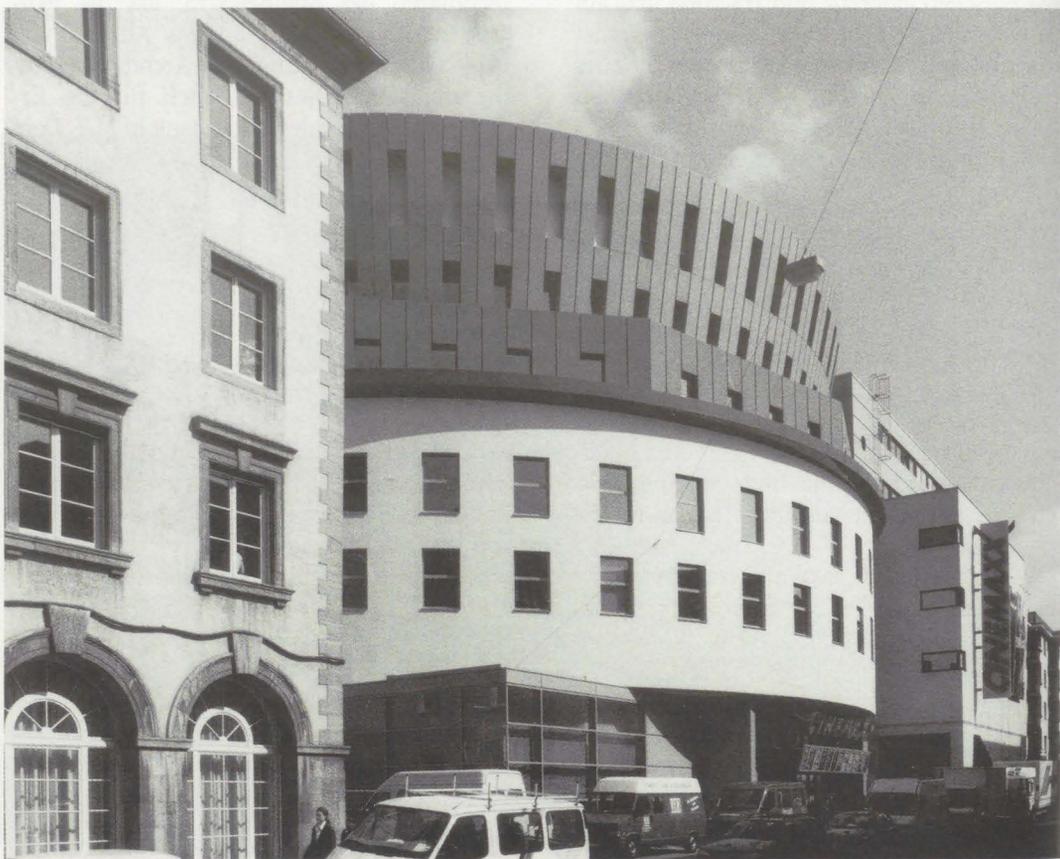


Abb. 9: Neubau in N 7 für das Kino Cinemaxx und die Erweiterung der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, 1997–98 von Michael Wilford & Partner (Stuttgart/London). Links das ehemalige Siemenshaus von 1921/22.

Foto: Norbert Gladrow

Heidelberg-Mannheim (Abb. 9). Die Ausbildungsstätte für Musik und Tanz befindet sich seit 1991 in dem aus den frühen zwanziger Jahren stammenden ehemaligen Siemens-Verwaltungshaus in N 7. Als weitere Räume benötigt wurden, einigte man sich mit einem privaten Investor, der ein Kinocenter plante, auf einen Gemeinschaftsbau, der beides, Kinosaal und Einrichtungen für die Hochschule, enthält. Als Standort wurde das östliche Nachbargrundstück gewählt. Architekt Michael Wilford, einst Partner von James Stirling, zeichnete für die Planung verantwortlich. Er fügte in die Quadratestruktur der Innenstadt eine Rotunde ein und durchbrach so die auf die Barockzeit zurückgehende Tradition der Blockrandbebauung. Der Rundbau ist dem alten Siemenshaus räumlich zugeordnet. Durch die Fenster- und Geschossgliederungen bestehen zwar Korrespondenzen zum Stammsitz der Hochschule. Im Gesamteindruck bleibt aber der Unterschied der Bauformen bestimmend, dies aber weniger im Sinne eines unversöhnlichen Gegensatzes, als vielmehr im Sinne einer Ergänzung und gegenseitigen Bereicherung. Dies kennzeichnet auch die Qualität anderer Erweiterungsprojekte der letzten Jahre. Hinzuweisen ist auf das Gemeindehaus der katholischen Heilig-Geist-Kirche. An das Pfarrhaus des neugotischen Kirchenbaus von 1903 hat Werner Kaltenborn einen durch eine gekrümmte Fassade mit vorgestellten Stahlstützen und kräftigen Farbakzente ebenso eigenwilligen wie originellen Saal angefügt. Dabei kann neben roten Sandsteinelementen auch die filigrane Konstruktion als Bezugnahme zur neugotischen Kirche gesehen werden.

Weitere Beispiele lassen sich nennen: Der Anbau des gründerzeitlichen Rhenaniahauses in B 6 für die Technische Informatik der Universität Mannheim schließt sich von zwei Seiten an das Gebäude der Zeit um 1875 an. Nur die Trauffhöhe, die horizontale Fassadengliederung und das Gelb der Ziegelwände beziehen sich auf den alten Teil. Im Übrigen vermeidet die Ergänzung formale Angleichungen. Auch beim Klinikum hat man zuletzt, nämlich mit dem 2001 fertiggestellten multifunktionalen Forschungszentrum der Stuttgarter Architekten Christine Schädler

und Michael Zwerger, ein Bauwerk verwirklicht, bei dem die Eigenständigkeit des Neuen betont ist. Bemerkenswert sind auch die beiden gläsernen Pavillons, die seit 1999 den alten Rosengarten flankieren. Sie dienen den Nottreppen und Lüftungseinrichtungen der unterirdischen Variohalle. Die reich verzierte, imposante Architektur der vorletzten Jahrhundertwende hat Werner Kaltenborn durch einfache Kuben aus Glas und Stahl ergänzt. Dies aber nicht in Opposition zum Jugendstilmonument: Die Pavillons fügen sich durch ihre leichte, gläserne Architektur in die Umgebung ein; die Standorte unterstreichen die vorhandene Symmetrie und weiten sie auf den Vorplatz hin aus. Ein aktuelles Bauprojekt steht ebenfalls mit dem Rosengarten in Zusammenhang: Der Mozartsaal der siebziger Jahre soll erweitert werden. Die vorliegenden Pläne gelten einer hypermodernen kubischen Glaskonstruktion. Das Beispiel Rosengarten spiegelt aber auch eine andere aktuelle Entwicklung wider. Der historische Teil des Gebäudekomplexes erhielt erst vor kurzem eine Dacheindeckung, die sich am ursprünglichen Zustand orientiert. Die grauen Dachziegel der Nachkriegszeit wurden durch buntglasierte Kacheln ersetzt, so dass sich das alte Gebäude heute so prachtvoll wie schon lange nicht mehr präsentiert.

NEUE RÜCKBESINNUNGEN

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden viele zerstörte Gebäude notdürftig wiederhergestellt, häufig mit vereinfachten Fassaden und Dächern. Zudem hat sich vieles von dem, was einst als Provisorium gedacht war, ungewöhnlich lange gehalten. So erhielt die Alte Feuerwache erst beim Ausbau zum Kulturzentrum 1979–81 ihren alten Turmhelm zurück. Das Maritim Parkhotel am Friedrichsplatz wurde 1984 mit einem neuen Dach in Anlehnung an den ursprünglichen Zustand versehen. 1991–92 wurde das ehemalige städtische Krankenhaus mit Volksküche in R 5 im Zuge des Ausbaus zum Institut für Deutsche Sprache wieder auf seine alte Gesamthöhe aufgestockt. Das Notdach der Eberhard-Gotthein-Schule in U 2 bestand bis 1996. Dann wurde es durch eine moderne und, zugunsten



Abb. 10: Hauptbahnhof Mannheim von 1872/76. Umbau mit Neuaufstockung der Seitenflügel und neuer Kuppel, 1999–2001 von RKW Rhode, Kellermann, Wawrowsky (Düsseldorf).

Foto: Andreas Schenk

neuer Räume, höhere Variante des Vorkriegsdachs ersetzt. Platzmangel führte auch bei der Albrecht-Dürer-Schule in Käfertal zur längst fälligen Behebung provisorischer Zustände. Die Baumaßnahme 2000–2001 gab dem Schulhaus seine alte Form zurück. Bis zum Stadtjubiläum 2007 sollen das Schloss- und des Zeughausdach entsprechend dem ursprünglichen Zustand wiederhergestellt werden.

Diese und andere Instandsetzungen sind Beispiele für eine Rückbesinnung auf die historischen Schätze der Stadt. Dennoch sind sie nicht immer mit der Absicht verbunden, Verlorengegangenes originalgetreu wiederzugewinnen. Dort wo es funktionale Notwendigkeiten sinnvoll erscheinen lassen, hat man sich für Modifikationen entschieden. Mitunter soll die wechselvolle Geschichte eines Baudenkmal nicht einfach negiert werden. Zuweilen soll das Instandgesetzte durch moderne Akzentsetzungen noch interessanter und wirkungsvoller zur Geltung kommen.

Eines der wichtigsten Beispiele für die Wiederaufwertung eines historischen Gebäudes ist das des Hauptbahnhofs (Abb. 10). Die im Neurenaissancestil ausgeführte Emp-

fangshalle von 1872/76 hatte bereits in den zwanziger Jahren im Zuge eines Um- und Ausbaus ihre Kuppel und Teile ihres Fassadenschmucks verloren. Weitere Veränderungen erfolgten bei der Wiederherstellung nach der Zerstörung im Krieg. Seitdem war die einstige Symmetrie durch die unterschiedliche Behandlung der Seitenflügel und ihrer Abschlussbauten verloren. So stellten die in den neunziger Jahren aufgenommenen Planungen der Deutschen Bahn, Mannheim als zentralen Verkehrsknotenpunkt aufzuwerten, eine besondere Herausforderung dar. Dem Bahnhof sollte wieder zu einem attraktiven Erscheinungsbild in Anlehnung an frühere Zeiten verholfen werden. Durch die Veränderungen aus den zwanziger Jahren (insbesondere durch das Verschieben der Hauptfassade um 10 m zum Vorplatz hin) war aber keine Rekonstruktion möglich. Folgerichtig entschied man sich für eine moderne Ergänzung. Die neue Kuppel wurde als filigrane gläserne Konstruktion ausgeführt. Und die Seitenflügel erhielten neue Mezzaningeschosse, anthrazitfarben, so dass sie sich vom gelben Sandsteinmauerwerk des Altbaus abheben und zugleich zu den neuen

gegenüberstehenden Dudler-Hochhäusern eine Korrespondenz schaffen. Als postmoderne Zutat sind kleine Doppelsäulchen vorhanden, welche die Gliederung der Erdgeschossfassade aufgreifen. Seit der Fertigstellung 2001 ist der Bahnhof ein weiteres Beispiel für die Begegnung zwischen moderner und historischer Architektur. Es ermöglicht eine Wiederentdeckung des Alten durch das Neue.

Literaturhinweise

Huth, Hans: Der Umbau der Badischen Bank in Mannheim, in: Mannheimer Hefte 1976, H. 2, S. 79–81.

Riegl, Ingeborg/Caroli Michael: Mannheim ehemals, gestern und heute. Das Bild einer Stadt im Wandel der letzten 100 Jahre (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Nr. 16), 3. Auflage, Mannheim 1992.

Ryll, Monika: Kaufhaus – Rathaus – Stadthaus. Bauten im Widerspruch zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 23), Mannheim 1991.

Ryll, Monika: Die gestalterische Entwicklung von Bahnhof und Bahnhofsvorplatz in Mannheim, in: Mannheimer Geschichtsblätter NF 2, 1995, S. 343–368.

Schenk, Andreas: Konzeptionen der Moderne. Architektur und Städtebau der 50er Jahre in Mannheim, in: Badische Heimat H. 4, Dez. 1998/78. Jg., S. 531–546.

Schenk, Andreas/Wagner, Sandra: Eine neue Stadt muß her! Architektur und Städtebau der 50er Jahre in Mannheim. Begleitschrift anlässlich der Ausstellung des Stadtarchivs Mannheim und des Mannheimer Architektur- und Bauarchivs e. V. vom 16. 1. bis 13. 3. 1999 in der Handwerkskammer Mannheim (Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim Nr. 25), Berlin 1999.

Schenk, Andreas: Architekturführer Mannheim. Herausgegeben von der Stadt Mannheim. Berlin 1999.

Schenk, Andreas: Mannheim und seine Bauten 1907–2007, Band 2: Bauten für Verwaltung, Handel und Gewerbe. Mit Beiträgen von Andreas Plattner, Christmut Präger, Monika Ryll. Herausgegeben vom Stadtarchiv Mannheim und Mannheimer Architektur- und Bauarchiv e. V., Mannheim 2000.

Schenk, Andreas: Mannheim und seine Bauten 1907–2007, Band 3: Bauten für Bildung, Kultus, Kunst und Kultur. Mit Beiträgen von Ulrich Nieß, Rainer Pappel, Andreas Plattner, Helmut Striffler, Werner Wolf-Holzäpfel. Herausgegeben vom Stadtarchiv Mannheim und Mannheimer Architektur- und Bauarchiv e. V., Mannheim 2002.

Weckesser, Hans: Geliebter Wasserturm. Die Geschichte des Mannheimer Wahrzeichens. Herausgegeben von der Mannheimer Versorgungs- und Verkehrsgesellschaft mbH (MVV), Mannheim 1991.

Anschrift des Autors:
Dr. Andreas Schenk
Lilli-Zapf-Straße 25
72072 Tübingen